



Ich
weiß,
warum
der
gefangene
Vogel
singt

Maya

Angelou

SUHRKAMP

6

Stamps gehörte zu dem Kirchendistrikt in Arkansas von Reverend Howard Thomas. Alle drei Monate besuchte er unsere Kirche, verbrachte die Nacht vom Samstag auf den Sonntag bei Momma und hielt am Sonntag eine laute und leidenschaftliche Predigt. Er nahm das in den vergangenen Monaten gesammelte Geld an sich, hörte sich die Berichte aller kirchlichen Gruppen an, schüttelte den Erwachsenen die Hand und küsste alle kleinen Kinder. Dann verließ er uns wieder. (Ich glaubte immer, er fahre nach Westen geradewegs in den Himmel, aber Momma stellte das richtig. Er fuhr lediglich nach Texarkana.)

Bailey und ich hassten ihn ohne Einschränkung. Er war hässlich und fett und lachte wie ein Schwein mit einer Kolik. Wir konnten einander bersten lassen vor Lachen, wenn wir den dickhäutigen Prediger nachmachten. Bailey konnte es besonders gut. Er konnte Reverend Thomas im Beisein von Onkel Willie nachmachen, ohne dabei erwischt zu werden, weil er es lautlos tat. Er blies die Backen auf, bis sie aussahen wie nasse, braune Steine, und wackelte mit dem Kopf. Nur er und ich wussten: Das war der alte Reverend Thomas beim Tee.

Seine Fettleibigkeit war zwar abstoßend, aber kein ausreichender Grund für unseren tief empfundenen Hass. Die Tatsache, dass er sich nie bemühte, unsere Namen zu erinnern, war beleidigend, aber auch diese Kränkung allein war es nicht, die uns ihn so sehr verachten ließ.

Das Verbrechen, das den Ausschlag gab und unseren Hass nicht nur rechtfertigte, sondern auch zwingend machte, war sein Verhalten bei Tisch. Bei jedem Sonntagsmahl aß er die größten und knusprigsten und besten Stücke vom Huhn.

Das einzig Gute an seinen Besuchen war, dass er immer spät am Sonnabend ankam, wenn das Abendessen schon vorbei war. Ich fragte mich oft, ob er nicht versuchte, uns noch bei Tisch zu erwischen. Ich glaube schon, denn wenn er die Veranda erreichte, funkelten seine kleinen Augen in das leere Esszimmer, und dann fielen seine Gesichtszüge vor Enttäuschung. Ein dünner Vorhang legte sich über sein Gesicht, und er brach in ein bellendes Lachen aus. »Uh, huh, uh, huh, Schwester Henderson, wie eine Katze, ich falle immer auf die Füße.«

Auf das Stichwort hin antwortete Momma jedes Mal: »Das ist richtig, Elder Thomas. Jesus, dem Herrn, sei Dank. Tritt ein.«

Er trat durch die Tür, legte seinen Gladstone ab (so nannte er ihn) und sah sich nach Bailey und mir um. Dann breitete er seine schrecklichen Arme aus und ächzte: »Lasset

die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich Gottes.«

Bailey ging jedes Mal mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, um ihn wie ein Mann zu begrüßen, aber Reverend Thomas schob die Hand beiseite und umarmte ihn ein paar Sekunden lang. »Du bist noch ein Junge, Buddy, vergiss das nicht. Wie ich hörte, sagt die heilige Schrift: »Da ich ein Kind war, dachte ich wie ein Kind, aber da ich ein Mann wurde, legte ich meine Kindheit ab.«« Erst dann öffnete er die Arme und entließ Bailey.

Ich hatte nie die Nerven, auf ihn zuzugehen. Ich hatte Angst, mich an ihm zu versündigen, ihn zu verspotten, wenn ich einfach »Hallo, Reverend Thomas« rief. Schließlich hieß es in der Bibel: »Du sollst Gottes nicht spotten«, und dieser Mann war Gottes Vertreter. Er sagte immer zu mir: »Komm her, kleine Schwester, komm her und lass dich segnen.« Aber ich hasste ihn so sehr und hatte solche Angst, dass meine Verwirrung mich zum Weinen brachte. Momma sagte ihm jedes Mal: »Beachte das nicht, Elder Thomas, du weißt, wie empfindsam sie ist.«

Er aß die Reste des Abendessens und diskutierte mit Onkel Willie die Entwicklung der kirchlichen Programme. Sie sprachen darüber, wie der derzeitige Pfarrer mit seiner Herde zurechtkam, wer geheiratet hatte, wer gestorben war und wie viele Kinder seit seinem letzten Besuch geboren worden waren.

Bailey und ich standen wie Schatten im hinteren Teil des Ladens, in der Nähe des Petroleumtanks, und warteten auf die schlüpfrigen Themen. Aber wenn sie so weit waren, den letzten Skandal zu bereden, schickte uns Momma ins Schlafzimmer und schärfte uns ein, unsere Lektionen für die Sonntagsschule gut zu lernen, sonst wüssten wir, was wir zu erwarten hätten.

Wir hatten ein unschlagbares System entwickelt. Ich setzte mich in den großen Schaukelstuhl neben dem Ofen, schaukelte ein bisschen und stampfte mit dem Fuß. Ich änderte meine Stimme, redete einmal hell und mädchenhaft, dann wieder etwas tiefer, so wie Bailey. Oft kam er zurückgerannt, sprang aufs Bett und nahm den Katechismus in die Hand, gerade noch rechtzeitig bevor Momma plötzlich in der Tür auftauchte.

»Kinder, lernt nur gründlich eure Lektion. Ihr wisst, alle anderen Kinder sehen zu euch auf.« Wenn sie dann in den Laden zurückging, folgte ihr Bailey, um in den Schatten zu kriechen und den verbotenen Klatsch zu hören.

Einmal erfuhren wir, dass Mr Coley Washington ein Mädchen aus Lewisville in seinem Haus hatte. Ich dachte, das wäre nicht so schlimm; aber Bailey erklärte mir, dass Mr Washington »es« vermutlich mit ihr machte. Er sagte, dass, obwohl »es« machen schlecht war, fast jeder auf der Welt »es« mit jemandem machte, nur durfte niemand davon erfahren. Ein anderes Mal hörten wir von einem Mann, der von Weißen ermordet und in den Teich geworfen worden war. Bailey sagte, sie hätten ihm sein Ding abgeschnitten und in seine Tasche gesteckt, und ihm in den Kopf geschossen, und das alles, weil die Weißen behaupteten, er hätte »es« mit einer weißen Frau gemacht.

Durch die Art von Neuigkeiten, die wir jenen geheimen Unterhaltungen entnahmen,

war ich überzeugt, dass wenn immer Reverend Thomas kam und Momma uns ins Hinterzimmer schickte, von Weißen die Rede war und davon, wer »es« mit wem gemacht hatte. Zwei Themen, die für mich sehr dunkel waren.

Am Sonntagmorgen trug Momma ein Frühstück auf, das dazu bestimmt war, uns von halb zehn morgens bis nachmittags um drei ruhigzustellen. Sie briet dicke rosa Scheiben von selbst geräuchertem Schinken und goss das Fett über rote Tomatenscheiben. Eier über angebratene Kartoffeln und Zwiebeln, gelben Maisbrei und knusprigen Flussbarsch, so hart gebraten, dass wir ihn ganz in den Mund schoben und mit Gräten, Flossen und allem Drum und Dran aßen. Ihre Biskuits waren fast zehn Zentimeter lang und fünf dick. Der Trick beim Essen der Biskuits war, die Butter draufzutun, bevor sie kalt wurden, dann schmeckten sie köstlich. Wenn man sie, unglücklicherweise, kalt werden ließ, wurden sie zäh, so ähnlich wie ein altes Stück Gummi.

Wir konnten unsere Erfahrungen mit Biskuits an jedem Sonntag bestätigt sehen, den Reverend Thomas bei uns verbrachte. Selbstverständlich wurde er gebeten, die Mahlzeit zu segnen. Wir standen alle, Onkel Willie lehnte seinen Stock an die Wand und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Tisch. Dann fing Reverend Thomas an: »Vater unser, wir danken dir für diesen Morgen ...«, und so weiter, und so weiter. Nach einer Weile schaltete ich mein Gehör ab, bis Bailey mich anstieß und ich die Augenlider hochzog, um nach dem stolzen Sonntagsessen zu sehen. Aber während der Reverend weiter und weiter seinen Sermon leierte, zu einem Gott, von dem ich dachte, er müsse sich längst langweilen, immer und immer wieder dasselbe zu hören, konnte ich sehen, dass das Fett vom Schinken auf den Tomaten schon weiß geworden war. Die Eier hatten sich vom Rand der Platte in die Mitte zusammengezogen, wie Kinder, die draußen in der Kälte stehen gelassen worden waren. Und die Biskuits waren in sich zusammengesunken wie eine dicke Frau im Lehnstuhl. Und noch immer redete er weiter. Als er endlich aufhörte, war uns der Appetit vergangen. Er jedoch schwelgte in dem kalten Essen mit wortlosem, aber geräuschvollem Behagen.

In der *Christian-Methodist-Episcopal*-Kirche befand sich die Kinderabteilung auf der rechten Seite, eingeengt von der Kirchenbank, in der jene bedrohlichen Frauen saßen, die Mütter der Kirche hießen. Die Bänke der Kinderabteilung standen eng hintereinander, und wenn die Beine eines Kindes nicht mehr bequem in den knappen Raum passten, war dies das Zeichen für die Alten, die betreffende Person von nun an im Mittelteil Platz nehmen zu lassen. Bailey und mir war es nur bei nicht formellen Treffen, sozialen Kirchenangelegenheiten und Ähnlichem, erlaubt, bei den anderen Kindern zu sitzen. Aber an Sonntagen, an denen Reverend Thomas predigte, wurden wir in die erste Reihe, Klagebank genannt, beordert. Ich dachte, wir müssten vorne sitzen, weil Momma stolz auf uns war; aber Bailey versicherte mir, dass sie ihre Enkel im Auge und unter dem Daumen haben wollte.

Reverend Thomas hatte einen Text aus dem Fünften Buch Mose gewählt. Ich war hin

und her gerissen zwischen dem Widerwillen gegen seine Stimme und dem Wunsch, die Predigt zu hören. Das Deuteronomium war mein liebstes Buch in der Bibel. Die Gesetze waren so absolut klar niedergelegt, dass ich wusste, wenn jemand wirklich Hölle und Fegefeuer vermeiden und dem Teufel vom Rost springen wollte, er nur das Deuteronomium auswendig lernen und seiner Lehre folgen musste, Wort für Wort. Ich mochte auch die Art, wie das Wort auf der Zunge rollte.

Bailey und ich saßen allein in der vordersten Bank, und die Holzleisten drückten hart gegen unsere Hintern und Oberschenkel. Ich wäre gern ein bisschen hin und her gerutscht, aber jedes Mal, wenn ich zu Momma hinübersah, schien sie mir zu drohen: »Beweg dich, und ich zerreiße dich.« Also saß ich, dem wortlosen Befehl gehorchend, still. Die Kirchendamen hinter mir wärmten sich mit ein paar Hallelujas, Lobet den Herrn und Amens auf, und der Prediger war noch nicht zum eigentlichen Kern der Predigt vorgedrungen.

Es sollte ein heißer Gottesdienst werden.

Auf dem Weg zur Kirche hatte ich Schwester Monroe gesehen und ihre glitzernden Goldkronen, wenn sie den Mund aufmachte, um einen nachbarlichen Gruß zu erwidern. Sie lebte auf dem Lande und konnte nicht jeden Sonntag in die Kirche kommen, daher glich sie ihre zeitweilige Abwesenheit durch eine Lautstärke aus, die die ganze Kirche erschütterte. Kaum hatte sie ihren Platz eingenommen, postierten sich alle Sakristane in ihre Nähe, denn es brauchte drei Frauen und manchmal ein oder zwei Männer, sie festzuhalten.

Einmal, als sie einige Monate lang nicht in der Kirche gewesen war (sie hatte freigenommen, um ein Kind zu bekommen), überkam sie der Geist, und sie schrie und warf ihre Arme in die Luft und schüttelte ihren Körper. Die Sakristane versuchten sie festzuhalten, aber sie riss sich los und rannte zur Kanzel. Sie stellte sich vor den Altar und zuckte wie eine frisch gefangene Forelle. Sie schrie zu Reverend Taylor: »Predige es, sag ich, predige es!« Natürlich predigte er weiter, als ob sie nicht dastünde und ihm sagte, was er zu tun habe. Dann schrie sie mit äußerster Kraft: »Ich sagte, predige es!«, und stieg auf den Altar. Der Reverend fuhr fort, Sätze wie Elfmeterbälle auszustoßen. Schwester Monroe unterbrach kurz und versuchte ihn zu packen. Eine Sekunde lang hing alles und jeder in der Kirche – Reverend Taylor und Schwester Monroe ausgenommen – schlaff, wie Strümpfe an der Wäscheleine. Dann erwischte sie den Pfarrer bei den Rockschoßen und am Gürtel und schaukelte ihn hin und her.

Eines muss ich zur Ehre unseres Pfarrers sagen, er unterbrach seine Predigt nicht einen Augenblick lang. Die Sakristane drängten sich durch die beiden Chorgänge und etwas eiliger, als in einer Kirche üblich, nach vorne zur Kanzel. Um die Wahrheit zu sagen, sie rannten dem Pfarrer zu Hilfe. Zwei Diakone folgten in ihren glänzenden Sonntagskleidern den Damen in Weiß auf die Kanzel, und jedes Mal, wenn sie Schwester Monroe vom Prediger losgerissen hatten, holte er tief Luft und predigte weiter, und

Schwester Monroe packte ihn woanders und jedes Mal fester. Reverend Taylor unterstützte seine Retter so gut er konnte, indem er umhersprang, wann immer es möglich war. Einmal wurde seine Stimme so tief, dass sie wie Donnerrollen klang. Dann schallte wieder Schwester Monroes »Predige es!« durch das Schiff, und wir alle fragten uns (ich mich jedenfalls), ob das jemals enden würde. Würden sie ewig weitermachen oder allmählich ermüden, wie bei einem Blindkuhspiel, das zu lange dauert und es schließlich niemanden mehr interessiert, wer wen gefangen hat.

Ich werde nie erfahren, was alles hätte passieren können, denn auf einmal ging die Hölle los. Der Geist überwältigte Diakon Jackson und Schwester Willson, die Vorsitzende der Sakristangruppe, und zwar gleichzeitig. Diakon Jackson, ein großer, schmaler und ruhiger Mann, der zeitweise auch in der Sonntagsschule unterrichtete, stieß einen Schrei aus, wie ein umstürzender Baum, er lehnte sich zurück, um Luft zu holen, und schlug Reverend Taylor auf den Arm. Es muss den Reverend so schmerzhaft wie unerwartet getroffen haben. Einen Augenblick lang war der flutende Lärm unterbrochen. Reverend Taylor sprang überrascht umher und zerrte und schlug Diakon Jackson. In der gleichen Sekunde fing Schwester Willson seinen Schlips, wickelte ihn ein paar Mal um ihre Faust und zerrte ihn nach unten. Es war weder Zeit zum Lachen noch zum Weinen, bis alle drei auf dem Boden hinter dem Altar lagen. Ihre Beine staken wie Brennholz hervor. Schwester Monroe, die die ganze Aufregung verursacht hatte, verließ kühl und erschöpft das Podium. Sie erhob ihre raue Stimme und begann eine Hymne zu singen. »Ich kam zu Jesus, wie ich war, erschreckt und wund und traurig. In Ihm fand ich die Ruh, und Er hat mich froh gemacht.«

Der Pfarrer nutzte den Umstand, dass er am Boden lag, und bat die Gemeinde mit kleinlauter Stimme, mit ihm zu einem Dankgebet niederzuknien. Er erklärte, ein mächtiger Geist habe uns heimgesucht, und ließ die ganze Kirche ein Amen singen.

Am nächsten Sonntag wählte er einen Text aus dem achtzehnten Kapitel des Lukasevangeliums und sprach ruhig, aber ernst über die Pharisäer, die auf der Straße beteten, um die Öffentlichkeit mit ihrer religiösen Hingabe zu beeindrucken. Ich bezweifle, dass irgendjemand seine Botschaft verstand – bestimmt nicht diejenigen, an die sie gerichtet war. Die Diakone jedenfalls richteten einen Fonds ein, um ihm einen neuen Talar zu kaufen. Der alte war völlig hinüber.

Reverend Thomas hatte von der Geschichte von Reverend Taylor und Schwester Monroe gehört, aber ich war sicher, dass er die Frau nicht von Angesicht kannte. Mein ganzes Interesse an den Möglichkeiten des Gottesdienstes und meine Abneigung gegen Reverend Thomas konzentrierten sich nun darauf, ihn zu überhören. Die Kunst, wegzuhören oder Menschen einfach auszublenden, hatte ich hoch entwickelt. Die Sitte, gehorsame Kinder vorzuzeigen, sie aber nicht zu Wort kommen zu lassen, war mir so genehm, dass ich noch einen Schritt weiter ging: Gehorsame Kinder sollen weder sehen noch hören, außer wenn sie wollen. Ich legte mir einen aufmerksamen Gesichtsausdruck